

scheidene Karriere. In der Zeit des stalinistischen Terrors war er bestrebt, so wenig wie möglich aufzufallen. Gleichzeitig versuchte er aber auch, dem Diktat der offiziellen Kulturpolitik gerecht zu werden. Das kurze Zwischenspiel im diplomatischen Dienst nach 1956 und der kontinuierliche Aufstieg in der kulturpolitischen Szene des kommunistischen Polens zeugten von seiner durchschnittlichen Linientreue. Auch sein späterer Weg in die intellektuelle Opposition hatte nichts mit einer radikalen Umkehr zu tun.

Eines der ersten Sandkörner im Getriebe dürfte der Brief des polnischen Episkopats an die deutschen Mitbrüder am 18. November 1965 gewesen sein. Der Satz: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ brachte den Bischöfen in Polen den Vorwurf der Verletzung der polnischen Staatsräson ein und löste zugleich eine Hetzkampagne sondergleichen gegen die Kirche aus. Szczypiorski horchte auf. Für sich wertete er den Brief zwar als Frucht des tiefen Glaubens an das Evangelium, und er betrachtete die gesellschaftliche Reaktion als ein „erstes Alarmzeichen“. Doch vermochte er sich nicht auf die Seite der Opposition zu schlagen. War seine Position zu privilegiert? Oder war der weltanschauliche Halt noch zu schwach? Erst im Kontext der Ereignisse von 1968, als er bei einer Lesung in der Provinz direkt provoziert wurde, daraufhin die „Selbstbeherrschung verlor“, ein verbandsinternes Verfahren über sich ergehen lassen mußte und auf der Liste der verpönten Autoren landete, verlor er den Glauben an die Reformierbarkeit des kommunistischen Systems.

Im Jahr 1971 besuchte er im Auftrag der führenden regimetreuen Wochenzeitschrift „Polityka“ den Krakauer Kardinal Karol Wojtyła. Das ehrliche Gespräch beeindruckte ihn nachhaltig. Doch der Wunsch des Kardinals, den Text nicht zu veröffentlichen, verblüffte ihn. Der Hinweis, daß der Text nach seiner Veröffentlichung ein Eigenleben führen und zu Propagandazwecken mißbraucht werden würde, öffnete ihm die Augen für die Funktionsweise der innenpolitischen Mechanismen einer totalitären Kultur. Szczypiorski begann, sich wiederum mit Fragen des Glaubens zu befassen. Er knüpfte Kontakte zu jenen katholischen Zeitschriften und Publizisten, die in der stalinistischen Zeit nicht zu Kom-

promißhaltungen bereit waren. Im Kontext dieser Wende verabschiedete er sich auch von seiner Illusion über die Bedeutung der Literatur, nämlich daß diese die menschliche Natur verbessern könne. Erst daraufhin vermochte er seine großen Romane zu schreiben. Neben dem Hang zum Moralisieren ist es eben die Sehnsucht nach der Rückgewinnung eines intensiven und aktiven Glaubenslebens, die den reifen Szczypiorski kennzeichnet. „Zum Glauben muß man reif werden. Das geht nicht so leicht“, sagte er im hohen Alter.

Mit Liebe zeigt Marta Kijowska in ihrer Biographie den im deutschen Sprachraum gefeierten Schriftsteller in seiner ganzen Widersprüchlichkeit. Sie versucht auch die Gründe zu erklären, warum Szczypiorski in seiner Heimat ein umstrittener Schriftsteller blieb. Der deutschsprachige Leser wird sowohl umfassend über die politischen und literaturwissenschaftlichen Hintergründe als auch über die stereotypen Denkweisen in der polnischen „popular culture“ informiert – gerade im Kontext der Fragen des Antisemitismus, des Volkskatholizismus oder auch des polnischen „Bildes von den Deutschen“.

Der Titel des Buchs wird aber weder dem Mann noch dem Text gerecht. Szczypiorskis leidenschaftlicher Einsatz für die Zwischentöne der menschlicher Natur, seine Bereitschaft zur Nachsicht, zur Toleranz und zum Vergeben entsprangen eher der Desillusionierung über die erlebte Gegenwart und dem tragischen Lebensgefühl als seiner standhaften Gerechtigkeit – außer man interpretiert diese im lutherischen Kontext. Der Schüler eines evangelischen Gymnasiums hat sich auch am Lebensende von einer Art „Karsamstagstheologie“ und dem reformatorischen „solus Christus“ (Christus allein) genährt: „Simul iustus et peccator“ (Gerecht und Sünder zugleich) als Lösungsansatz für das tragische Lebensgefühl? Ein faszinierendes Buch!

Józef Niewiadomski

JOHNSTON, David: *Federico García Lorca. Leben hinter Masken*. Biographie. Aus dem Englischen von Alice Jakubeit. Düsseldorf: Artemis & Winkler 2003. 176 S. Gb. 29,90.

Er gilt nicht nur als der größte spanische Dramatiker und Lyriker des 20. Jahrhunderts, sondern er war auch ein begabter Zeichner und Musiker: Federico García Lorca (1898–1936). „Bluthochzeit“ (*Bodas de sangre*) oder „Yerma“ stehen weltweit auf den Spielplänen des modernen Theaters. David Johnston, Professor für Hispanic Studies an der Queens University in Belfast, macht in der instruktiven Einleitung (7–22) seiner Biographie „zwei weitgehend unterschiedliche Versionen von Lorcas Leben und Werk aus“: „Die erste Version wurzelt in der farbenprächtigen Aura von Volkstümlichkeit und dem Nimbus des Tragischen, die Lorcas Leben umgeben“ (7). Der andere Ansatz sei „deutlich wissenschaftlicher, bestrebt, die komplexen Feinheiten von Lorcas Texten herauszuarbeiten, interessiert an theoretisch und thematisch erhellenden Deutungen“ (8). Johnston hebt dabei die 1985 erschienene Biographie von Ian Gibson hervor, der „womöglich am meisten dazu beigetragen“ habe, „Lorca dem unverdienten Vergessen zu entreißen, das sein Werk sowohl in Spanien als auch international Mitte der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts umgab“ (9).

„Das zentrale Anliegen“ von Johnstons Buch ist es – in Absetzung von bisherigen Versuchen, Lorcas Leben gerecht zu werden –, „aufzuzeigen, in welchem Ausmaß Lorcas Werk zwangsläufig Ausdruck seiner sexuellen Dissidenz ist – am deutlichsten erkennbar vielleicht an seinem Respekt gegenüber kulturellem und sexuellem Anderssein, an der Tatsache, daß er alternative Lebensweisen zelebrierte, als man diesen in Spanien noch zutiefst unnachgiebig gegenüberstand“ (10). Damit will Johnston „die Mauer des Schweigens“ durchbrechen, „die um Lorcas Homosexualität errichtet wurde – Ergebnis einer expliziten Leugnung oder der abschätzigen Ansicht, seine Sexualität sei nur ein weiterer Farbtupfen in der mit kühnen Pinselstrichen gezeichneten Flamenco-Legende“ (11). Auf diesem Hintergrund ist auch der Untertitel „Leben hinter Masken“ zu verstehen: Obwohl er verschiedene Homosexuellenzirkel in Granada und Madrid frequentierte, „war Lorca selbst sehr darauf bedacht, möglichst wenige Zeugnisse seiner Intimsphäre zu hinterlassen“ (ebd.), und auch seine Freunde, wie etwa Vincente

Alexandre, gingen diskret mit Lorcas sexuellem Nonkonformismus um, der freilich „darunter litt, daß er das Wesen seiner Liebe in der Öffentlichkeit nicht eingestehen durfte“ (12). Das hat dazu geführt, daß Lorcas Homosexualität „auf die Liste“ von „Nebenumständen verbannt“ (10) wurde – was wiederum den andalusischen Romancier Antonio Muñoz Molina betonen ließ, daß „jede Rekonstruktion von Lorcas Leben, die seine Sexualität verdränge oder leugne ..., ihm auch die Realität seines Lebens und Todes (verweigere)“ (12).

Dieser Hinweis erfolgte im Sommer 1998, als man des 100. Geburtstages von Lorca gedachte. Damals kam es zu einem „offenen Konflikt“ um die „Spannung zwischen den zwei Federicos“: „der eine der vollendete Künstler, dessen Werk anscheinend die Realität des Fleischlichen transzendiert, der andere der homosexuelle Märtyrer“ (19). Seinem literarischen Ansehen sei am meisten geholfen, wenn man die „nebensächlichen Themen Andalusien, Politik und Homosexualität zu Gunsten einer gründlichen Prüfung seiner eigentlichen Ideen und Schriften außer acht lasse“, wird Lorcas Neffe und Direktor der Lorca-Stiftung, Fernández Montesino, zitiert; genauso wie der letzte spanische Nobelpreisträger José Cela „seine beharrliche Abneigung gegenüber Gruppen schwuler Männer bei den Feierlichkeiten zum Ausdruck brachte“ (19). Diesem hielt daraufhin der homosexuelle katalanische Romancier Terenci Moix seine „fragwürdige Vergangenheit“ unter dem Franco-Regime vor, dem sich Cela „als Spitzel und Zensor angetragen“ hatte, „und stellte so einen klaren Zusammenhang her zwischen unversöhnlicher Homophobie und dem traditionellen Spanien“ (20).

Die hier kurz skizzierte heftige Kontroverse bildet den Hintergrund für die einfühlsam recherchierte Biographie, in der Johnston eindeutig den „Standpunkt“ vertritt, „daß Lorcas Sexualität und vor allem die heikle Situation des Homosexuellen in einer Gesellschaft, die der Welt das Wort *machó* vermacht hat, einen Schlüssel zum Verständnis des ganz eigenen Lebensgefühls darstellt, das sein Werk erfüllt“ (21f.). Diese Überzeugung trägt Johnstons Biographie, die vier Abschnitte aufweist: „Der Fall aus dem

Gnadenstand“ (23–58), „Die Sphäre des Gesetzes“ (59–104), „Begehren und Konversion“ (105–152) sowie „Tod in Granada“ (153–157). Ein ausführliches Literaturverzeichnis und das Personenregister beschließen den Band, dessen englische Originalfassung 1998 erschienen ist.

Ausführlich zur Sprache kommt die Entwicklung Loras mit ihren Höhen und Tiefen: künstlerische wie persönliche Erfolge und Krisen, die Beziehungen zu Luis Buñuel, Salvador Dalí oder zu Angel del Río und das Jahr in New York 1929/30 („menschliches und spirituelles Ödland“, 112). Sehr angenehm ist, daß Johnston Lorca mit Gedichten selbst ausführlich zu Wort kommen läßt, wobei manche Chiffren und Andeutungen wohl nur in der Originalsprache richtig verständlich sein können; manches wird in den Anmerkungen erklärt.

Im Juli 1936 brach der Bürgerkrieg offen aus. Entgegen dem Rat von Freunden reiste Lorca, der „den Heimkehrinstinkt“ (155) in Dramen wie „Bluthochzeit“ verarbeitet hatte, in seine Heimatstadt Granada. Am 16. August wurde er in der aufgeheizten Stimmung von fanatischen Nationalisten auf ihrem moralischen Feldzug gefangengenommen, durch ein illegales Gerichtsverfahren geschleust und am 18. August „von einem militärischen Exekutionskommando ... erschossen“ (154).

Johnstons biographische Bilanz: „Vielleicht ist es dies, was wir letztlich aus Loras Werk mitnehmen: ein Gefühl der Verpflichtung, das Unausgesprochene auszusprechen, dem Ausdruck zu verleihen, was nur halb erkannt oder unterdrückt unter der Oberfläche unseres sozialisierten Ichs lauert“ (157). In diesem Sinn könnte sich eine umstrittene Aussage des damaligen konservativen Premierministers José María Aznar an Loras 100. Geburtstag bewahrheiten: „Heute sind wir alle Federicos“ (20).

Andreas R. Batlogg SJ

MUNDAKEL, Thomas T.: *Der Engel der Armen. Mutter Teresa. Die Biographie*. München: Pattloch 2003. 208 S. Gb. 14,90.

Dieses Buch ist eine Heiligengeschichte. Sein Vorzug: Die Wiedergabe vieler Äußerungen, Briefe, Gebete Mutter Teresas konfrontiert mit

der Totalität ihres Glaubens, und die Berichte über ihre allen Schmutz, allen Ekel überwindende, zupackende Liebe zu den Ärmsten der Armen belegen, daß Glaubenstotalität und Hingabe zusammenhängen. Und ein Zweites: Wir treffen auf zahlreiche Berichte von „funktionierenden“ Gebetserhörungen – eine Glaubenswelt, die mich 1980 bei einer Begegnung mit Mutter Teresa wie auch jetzt bei der Lektüre dieses Buchs bewegt.

Ich will dies mit meiner Kritik an dieser Biographie und mit meinem Verständnis für sie verbinden: Für Mutter Teresa galt unumstößlich, daß Maria gewußt hat, Mutter Gottes zu sein. Sie vertraut auf Marias helfende Wirkung (fast?) so wie auf den Herrn. Und sie vertraut auf die „materielle“ Wirkung des Gebets. In einer notvollen Situation hat sie Maria 85 000 Mal, so hat sie gezählt, angerufen – mit Erfolg. Ob es um ein Haus, um Milch für die Kinder, um Reis, um eine Jacke geht, es ist wie ein Modell: intensives Gebet – haargenaue Erfüllung. Diese Spannung einer Nimm-Gib-Frömmigkeit zur totalen Hingabe hätte der Biograph für Leser von heute aufnehmen müssen. Wer stimmt ihrem, von uns heute wohl als „naiv“ bewerteten Glauben zu? Aber wer könnte sich der Totalität ihrer Hingabe entziehen? Heilige sind offenbar unbequem und tröstend. Haben solche „Erfüllungen“ Zeichencharakter? Thomas T. Mundakel kommentiert: „All diese ... Probleme ... wurden geklärt, aber von niemand Geringerem als ihrem geliebten Herrn Jesus selber.“ Da begegnet uns eine andere Glaubenskultur, ohne Aufklärung, ohne geschichtskritische Exegese, und aus ihr wächst totale Hingabe – Anlaß zur Meditation.

Die Lebensgeschichte von Mutter Teresa setzt beeindruckend ein mit der „zweiten Bekehrung“ Teresas am 10. September 1946 durch die Worte Jesu aus Mt 25, 40: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Es geht um die Umsetzung dieser Weisung, Jesus unter den Armen zu finden. Ein Kapitel, gut eingeschoben, informiert über das Elternhaus in Skopje, den Weg zu den Loretto-schwestern. Das Wachsen der neuen Gemeinschaft mündet 1950 in der Anerkennung als Kongregation. Jede Schwierigkeit läßt sich durch intensives Gebet überwinden. Sorgfältig